

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 19

Artikel: Eine gute Mutter
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Eine gute Mutter. Von Johanna Siebel.
(Zum Muttertag 1933.)

Eine gute Mutter kann allerenden
In Nähe und Weite Freuden spenden.
Sie ist wie die liebe wärmende Sonne,
Die Licht verbreitet und Segen und Wonne,
Und ist wie der Erde heilige Kraft,
Die unermüdlich am Werden schafft.

Eine gute Mutter neigt sich gelinde
Mit ihrer Liebe zu jedem Kinde,
Immer bereit, mit treuestem Willen
Allen des Lebens Leiden zu stillen.
Eine gute Mutter ist ihrer Zeit
Von Gott ein Gruss aus der Ewigkeit.

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

19

Ich schloß das Fenster. So wie ein Kranker stöhnend sich sträubt, ins Leben zurückzukehren, so sah ich, die Arbeit untätig im Schoß, verstört, gelähmt. Vor mir stand mein Anabe, halbwüchsig wie der, den ich soeben gesehen, und klagte mich an. Kein Wort der Liebe hatte er für mich, die Last der Schande, die ich seiner Jugend auferlegt, tötete alles. Ich zerarbeitete mir die Hände, um ihm Freude zu machen, böse stieß er von sich, was ich ihm gab, und sprach: „gib mir, daß ich sein kann wie die anderen, frei und glücklich.“

Als ich endlich mit schmerzenden Augen die helle Sonne gewahrte, da spürte ich: alles ist umsonst; ich liege in Eisen geschmiedet an Händen und Füßen, und jede Bewegung, die ich versuche, um mich zu befreien, die macht mein Leiden tausendmal größer.

Tag nach Tag verging, ohne daß ein Wort von Ernst mir geholfen, mich getröstet hätte.

Dichter Winter war über der Stadt. Wie freudlos ging ich an den leuchtenden Schaufenstern vorbei, die mir einst buntes Ergötzen gespiegelt hatten. Gebeugt von meiner Last schleppte ich mich durch die Straßen und wandte mich ab von jedem, ach, so unerreichbaren Glanz, um nicht aufzuschreien vor bitterem Weh. Zusammengeduckt sah ich über meiner Maschine, arbeitete in Ueberstunden, da das Fest nahe war, bis in die Nacht hinein, um nur nicht denken zu müssen.

Ein wildes Wolkentreiben jagte am Himmel als ich solch eines Abends spät heimging. Wie eine angefressene Frucht hing der Mond zwischen grauen zerklüfteten Felsen. Zehn Uhr war vorüber. Menschenleer zogen sich die Straßen, und ich kam kaum vorwärts vor Todesmüdigkeit.

Im dunkeln stieg ich die Treppe hinan; ohne im Zimmer Licht zu machen, zog ich mich aus, wie ich jetzt oft tat, denn jede Bewegung, jeder kleinste Entschluß schien mir eine unausführbare Mühseligkeit.

Ich schloß die Augen. Brennend und tränen schwer lagen sie unter den schmerzenden Lidern, lichtlos, scheu vor dem Licht, jammernd nach Ruhe, nach eines traumlosen Schlafes Erquickung.

Doch eine teuflische Macht zwang mich nach innen zu sehen in ein grenzenlos unruhvolles Wogen auf und ab und ab und auf, und dann sah ich, o Wonne, einen kurzen seligen Augenblick die Wogenhügel sich auseinanderteilen wie Wände, die sich auf tun — unbeschreiblich war dieses Glück — bis die Augen immer tiefer und tiefer sanken und erstarrten in einer glasgefrorenen, nie zu durchdringenden Tiefe unendlicher Einsamkeit.

Mit einem Angstschrei riß ich die Lider auf. Was konnte der Tod sein gegen solch ein Sehenmüssen?

Der Mond gleckte durch mein Zimmer. Welch wunderbares Licht kam von ihm? Unheimlich weiß blendete mich der Schein. Ich schloß noch einmal die Augen; noch einmal sie öffnend begriff ich, daß ein Blatt, ein weißes Papier auf meiner Diele lag, der Mondenglanz spielte damit.